

Eine Hirschjagd auf den Donau-Inseln.

Von Kronprinz Rudolf.

Der verstorbene Kronprinz Rudolf von Oesterreich hat bekanntlich auch nach dem Tode des Schriftstellers, und nicht ohne Erfolg gerungen. Das Hauptwerk seiner Bestrebungen „Die österröichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, an welchem er gemeinsam mit einigen namhaften Schriftstellern und Künstlern arbeitete, hat er nicht mehr vollendet sehen dürfen. Seine Beobachtung der Natur und eine eingehende Schilderung des Beobachteten waren die Hauptvorzüge seines Schriftstellerlebens. Ein Artikel des Kronprinzen in dem oben genannten Werke schildert eine Sommerjagd auf den Donau-Inseln und eine Hirschjagd desselben wie folgt: „... Eine kühle, tiefdunkle Spätsommernacht liegt rings gebreitet; in einem Kahn gleiten wir rasch über die Donau. Wasser, Nebel, wie sie am Strome auf und nieder gleiten, durchströmen Markt und Wein und das hohe Niedergas am Ufer triest vom Thau, der allmächtig in reicher Menge Alles überdeckt.

Allmächtig beginnt es im fernem Drien zu dämmern, lichte Streifen überziehen, immer weiter und weiter sich dehnen, die eine Hälfte des Firmaments, während die andere noch in bleischwarzen Tinten schwimmt. Der Ruf des Balzkrähe, der langgezogene Pfiff des Truels, das heitere Krächzen des nächtlich flüchtenden Reihers, sowie der schwirrende Flügelschlag der entlosten Gänsezüge, die von den Federn und kleinen Wägen in die Auen zurückkehren, stören die majestätische Ruhe der schönen Septembernacht. Ueber Sanddünen, durch Weidenanflug, an einem Arme entlang bringen wir vor gegen das Hochwärd, welche Hochhölzer wie dunkle Mauern uns gegenüberstehen. Plötzlich erschallt ein Ruf, eine tiefe, imposante, weit hin schallende Stimme; wie Orgelton fliegt das Brauseln des hochgeweihten Hirsches; dem wackeren Kämpfer antwortet nicht allzu weit ein würdiger Biwale und bald lassen sich von jedem Hanten aus den verschiedensten Richtungen her dröhnende Stimmen vernehmen. Jetzt heißt es warten; wir sehen am Ufer eines kleinen Armes, am Rande eines Hochholzes, Leise plätschert es im Wasser, bald da, bald dort; sischende Ötern sind's, und nun fallen auch tausend Enten dicht neben uns ein, quatschend rascheln sie umher, und nur wie Schatten untereinander wie sie gegen den leichten Schotter zu. Gespenscheinig hüpft ein Neichr, daher um einen Morgenemittisch einzuziehen, und pfeifendes Wassergeräusch schwert ununterbrochen durch die Nite.

Je näher dem Sonnenanfang, desto kälter, desto noiser fliehen die Donauinsel an den durchweichten Kleidern. Kurze Unterbrechungen ausgenommen, ergelen die Hirsche unablässig fort. Im Drien wird es immer heller, noch ist es nicht hell, doch vorwärts, um lieber nahe zu sein, wenn es vollständig tagt. Ueber einem brüchigen hohen Ufer durch Erden- und Nappelgebüsch schleichen wir vor, bis an die Knie durchsetzt von den im Drien tiefenden hohen breitblätterigen Pflanzen, buschigen Brennnesseln und langen Gräsern. Plötzlich erheben sich in einem Moment mit schußähnlichem Gepolter die vorzüglichsten Enten; sie hatten uns bemerkt, auch die misstrauischen Reiher schweben unter langgezogenen Warnungsrufen über den Wasserpiegel hinweg. Nun heißt es unruhig warten, denn die Hirsche, durch das jäh Geräusch gestört, halten in ihrem Morgensied inne. Doch nicht allzu gedauert es, so löst sich in der Ferne wieder eine Stimme vernehmen, bald eine zweite, dann noch eine, und endlich dröhnt auch wieder der Bass des Kapitalkrächzes nahe vor uns durch den stillen Morgen. Jetzt behutsam, ohne ein Wetzchen zu brechen, durch das Erdenholz; wir sind dem Tone der Stimme nach am Plage, niedergelauert ist in einigen Sprüngen das Buschwerk durchsetzt und wir finen am Rande des steil abfallenden Ufers.

Im Wasser hört man klatschende Schritte, Wildpret ist es, das durch den seichten Arm zieht, und unter kurz abgebrochenem brillenden Schrei prengt der alte Klänge einer schwachen Eindringling. Deutlich vernehmbar knirscht der Reis unter den wichtigen Schalen. Nun ist es Zeit, hinauszutreten über den ruhigen Spiegel nach der weizlichen Sandbank und dem niederen Weidenanflug des kleinen gegenüber liegenden Hantens; einige Stille Mutterwilde zeigen an spärlichen Buschweiden Änd auf und nieder, und das alte Kopfhier scheint sich dem schwebenden Dichtig nähern zu wollen. Doch wo ist der Hirsch?

Da bemerken wir am Boden eine unförmliche Masse, mächtige Geweise, die sich hin und her bewegen, er ist es! er hüpft sich im kühlen Lehm am Ufer des Wassers, um eine Stärkung zu schöpfen, er erhebt sich und folgt bedächtig dem Wild. Es ist höchste Zeit, doch leider noch zu dunkel. Zur Ewigkeit wird jede Minute und ängstlich rucht das Auge den Fortschritten des heranbrechenden Tages zu folgen; immer weiter zucht das Kugel in den Weidenanflug hinein und immer seltener erschallt die schon erwartende Stimme. Da plötzlich ertönt zu unserer Linken ein mächtiger heraufdröhnender Schrei. Hohe endende Gänge erheben langsam aus der Dichtung; der Biwale ist es, der dem abziehenden Feinde erbittert nachschleicht. Die Wirkung bleibt nicht aus. Der Platzhirsch hält inne,

ergrimmt wendet er sich um, ein dumpfer Ruf giebt die Aufforderung zur Schlacht, und mit hochgehobenem Haupt zieht er stehenden Schrittes seinem eben verlassenen Brunstplaz zu. Nun ist der Moment gekommen, vorzüglich wird die Wische gehoben, die Wische ist sichtbar, es geht: jetzt bleibt er stehen, um mit weit zurückgelegtem Geweih zum letzten Male seine Stimme zu erheben, doch da knallt so frisch und frei die helle Wische, weit hin schallend durch die stillen Auen. Eine lange Flucht zeigt an, daß das Blei traf; in großen Sägen fahrt das erschreckte Rothwild in die bergende Weidennist, während der mächtige Kronenwirsch durch das hochaufliegende Wasser dicht neben uns über die feile Uferböschung empor zwischen Erden und Nappelgesträuchen laut polternd dem Hochholz entgegensteift.

Bläulicher Rauch lagert über dem stillen Wasser mit den leichten Morgennebeln vermischt, blendend geht die Sonne fern im Drien hinter den zackigen Kuppen der kleinen Karpaten auf, die Landhschatt vergebend, und weit über dem Strome driften hinter den fahlen Ebenen des Wiener Beckens sehen wir die lange Kette des Wienerwaldes und über Alles emporragend die glänzende Spitze des Schneebirges.

Ein Blick auf die Spur des Hirsches zeigt uns reichliche Nachzügler, die Angel hat gewirkt, nun gilt es zurückzuziehen nach dem Plage, wo der Jäger mit dem Schweifhunde wartet; die schwerste Arbeit kommt erst, das Aufsuchen der Beute. Eine Stunde ist verlossen, schon meint es die Sonne erstrahlt und die heißen Strahlen haben Tausende von Gelsen aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, Geflücht und Hände umhüllen unablässig diese lästigen Luftlauer. Wir sind wieder am Plage, der Hund wird an die Fährte gelegt, vor Aufregung zitternd, beschneißelt er die dunkelrothen Tropfen, die halb verdorret an den breiten Blättern liegen — nun legt er los, an langer Leine vom Jäger gehalten, wir folgen. Der schmale Erdenweg ist rasch durchweilt, im lichten Hochwald hindert er die eifriger Unterwuchs die schnelle Suche; doch jetzt führt die Spur an einem stillen Arm: stehendes Wasser mit Roth und weißen Blumen bedekt. Bis über die Knie waten wir im Pusch, hinaus geht es ein lehmiges Ufer, herastigt ist der Plage: blaue Wellen umflutern den Spiegel, dicht belaubte Bäume hängen tief über dem einsamen Grund. Um diese Zeit ist Alles im äppeligen Grün, der Leberreife schon nahe, Generationen übertragen einander, die Frühlingsgewölke modern erdrückt unter den überwachenden Kindern des Sommers, die Feuchte des Bodens dampft und das Ueberquellen des Pflanzenlebens erzeugt dumpfe, ungeduene Gase. Auch das leichte Wasser nach der Hitze der letzten Monate läßt überlichsende Sumpfbildungen zu. In das dichteste Dichtig leitet uns die Fährte, ein Erlengebüsch ist es mit mannshohen Gräsern, Nöhrich, stehenden Brennnesseln, dornenbewehrten Sträuchern, Planen umschließen die Bäume, unwideln, Einhalt gebietend, den Oberkörper. — Immer weiter zieht der Hund an der Leine, immer langsamer können wir ihm folgen. Das Waldmeister muß heraus, der Weg will Schritt für Schritt gebahnt sein. — Ein schlanker Rehbock mit hohem Gehörne springt erschreckt aus seinem ruhigen Lager, und die großen Schwärme von Wildtauben, die sich im September versammeln, fliegen klatschenden Fluges aus den Wipfeln der Erden hervor. Immer eifriger wird der Hund, mit hochgehobener Nase beginnt er zu wittern; Vorsicht ist geboten — da zwischen dem Raube hindurch, nur wenige Schritte vor uns ist der rote Körper des Hirsches sichtbar. Er lebt noch! — Kaum hat er unsere Nähe geseht, springt er schon empor und eilt, Aelie brechend, Bäume mit sich reißend, mit lautem Gepolter nach vorwärts; der Hund wird gelöst; einige aufregende Minuten vergehen, bis der erfreuliche Klang des hellen Standlautes an unser Ohr dringt — nun heißt es, eiligst folgen. Mit der Schwere des Körpers stößt, wälzt und drängt man sich durch, endlich schimmert eine Lichtung entgegen. — In einer breiten Wasserlache, halb von Schilf verdeckt, sieht schwer und trant, auf den sehnigen Rängen sich mühsam haltend, der Hirsch, mit den von abgerissenen Schlingpflanzen dicht umponnenen Geweihen theilnahmslos den allzu eifrigen Hund abweisend. Ein kurzer Wüchsenhüch droht durch die Au, verendet sinkt der Biwe nieder.

Und was für ein Thier ist es, solch ein fünf Centner schwerer Donauhirsch; der lange, breite Körper, das dicke Gesicht, der mächtige Brusthals, der kurze Kopf mit der gebogenen Kammsnahe, die stierähnlich geringelten Haare zwischen den Knoien und auf der Stirne, die hohen, weit ausgelegten dunklen Geweise mit den eisfenbeinweißen Enden und schaufelförmigen Kronen — sie stampeln ihn zum Thierhüch, wie er draußen im flachen Lande und in den Thiergärten seit langer Zeit nicht mehr zu finden ist.

Meine Reisegefährtin.

Ein amerikanisches Nachstück.

Es war in einer bitterlich kalten Februrnacht, einer Nacht, wo der obdunkelste Wanderer in Gefahr schwebte, zur Erde niederzusenken, um nie wieder aufzustehen. „Einen großen Borzug hat der Dampf“, brumnte ein dicker alter Herr, der in der Erde des Coupes saß. „Wind

und Wetter können ihm nichts anhaben. Mein Pferd von Fleisch und Blut vermöchte eine solche Kälte, wie wir heute haben, auszuhalten; das eiserne Roß aber rennt immer vorwärts, mag das Thermometer auf Null oder auf dem Siedepunkt stehen.“

In diesem Augenblick trat der Kondukteur in den Wagen.

„Die Billets, meine Herren, wenn ich bitten darf“, sagte er.

„Es ist doch eine fürchterliche Kälte, Kondukteur“, sagte ich, während ich mit meinen steifgewordenen Fingern in der Brusttasche meines Rockes nach dem Bilet suchte.

„Ja, es ist fürchterlich kalt, Sir“, stimmte der Kondukteur bei. „Voriges Jahr in der Nacht zum zweiten Februar hatten wir auch solche Kälte. Tom Wateske, der Oberstschaffner, erfror beide Füße und eine Frau, die mit ihrem Kinde von Chicago kam, und an der Station Klimm abstieg, hatte nur noch eine Leiche in den Armen.“

„Das Kind war erfroren?“

„Ja wohl, es war erfroren; die arme Mutter aber hatte davon keine Ahnung, sondern glaubte, es schlief. Mein Kind ist ganz kalt, sagte sie, wenn wir aber nur einmal erst nach Hause sind, dann wird es schon wieder warm werden. Es war das gerade eine solche Nacht wie diese.“

Hardwick, wo wir eben Halt gemacht hatten, war eine ziemlich bedeutende Stadt, mit einem schönen Bahnhof, grell leuchtenden Gaslaternen und den gewöhnlichen Gasfern auf dem Perron, die mit den Händen in den Taschen und qualmenen Cigaretten im Munde dastanden.

Unser Wagen war ziemlich der letzte des langen Zuges und es stieg ein einziger Passagier bei uns ein. Dieser Passagier war ein schlankes, junges Mädchen in einer großen grauen Shawl gehüllt und mit einem netten Fleisbüchchen von grauem Stroh mit Sammetsummen ausgepufft auf dem Kopfe. Sie schien etwas schüchtern zu sein, wie jemand, der aus Meilen nicht gewöhnt ist, und setzte sich, nachdem sie sich unschlüssig im Coupée umgesehen, in der Nähe der Thür nieder.

„Entschuldigende Sie, junge Dame“, sagte ich; „wird es nicht besser sein, wenn Sie mehr in der Nähe des Oens Platz nehmen?“

Dem Leser ist wahrscheinlich bereits bekannt, daß die Eisenbahnwagen in den Vereinigten Staaten durch Thüren und kleine Brücken mit einander in Verbindung stehen, so daß der Kondukteur den Zug in der ganzen Länge durchschreiten kann. Jeder Wagen ist überdies der Bewegung wegen mit einem Dfen und für den Fall, daß jemand Durst bekommt, mit einem Wasserbehälter versehen.

Die junge Dame stand wieder auf, schien einen Augenblick lang unschlüssig zu sein, folgte aber endlich meinem Rath.

„Geht dieser Zug bis Bayswater?“ fragte sie dann mit einer Stimme, deren lieblicher Wohlklang mich höchst angenehm berührte.

„Ja wohl. Kann ich Ihnen vielleicht in irgend einer Weise nützlich sein?“

„Ich danke; nein — wenigstens nicht eher als bis wir nach Bayswater kommen.“

„Bis dahin werden wir noch drei Stunden brauchen.“

„Hält der Zug unterwegs noch einmal?“

„Woh in Ermouth.“

Die junge Dame senkte aus ansehnendem erleichtertem Herzen auf und lehnte sich in ihre Ecke zurück. Bei dem Schein der Lampe, die in ihrem Messinggehäuse gegenüber sahen. Es war das Gesicht meiner Reisegefährtin.

„Sie erwarten wohl in Bayswater von Freunden empfangen zu werden, mein Kind?“ fragte ich nach einer Weile.

„Nein, Sir, ich will eine dortige Pensionsschule besuchen.“

„Dann werden Sie aber zu einer etwas unpassenden Stunde antommen — ein Uhr Morgens.“

„Oh das hat nichts zu sagen“, entgegnete die junge Dame lächelnd. „Ich gehe sofort nach dem Schulgehe.“

Der Gitsug donnerte weiter, mit dem stetigen unaufhörlichen Knallschlag seines eisernen Herzens und dem schaukelnden Klammern seiner Riefenlunge.

Plötzlich gelte die Signalpfeifen und der Zug begann langsam zu gehen.

„In Ermouth können wir nicht schon sein“, dachte ich, ich müßte denn geschlafen und auf den Lauf der Beute nicht geachtet haben.“

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Es war erst halb zwölf Uhr und ich wußte, daß wir nicht eher als einige Minuten nach Mitternacht in Ermouth antommen konnten. Ich rieb den Frost vom Fenster und schaute hindurch.

Wir hatten an einer einsamen kleinen Station mitten in einer dichten Nichtenwaldung Halt gemacht.

„Ist dies Ermouth?“ fragte die sanfte, wohllautende Stimme meiner mir gegenüber sitzenden schönen Reisegefährtin.

„Nein; wie der Ort heißt, weiß ich nicht. Es ist eine ganz kleine, unbedeutende Haltestelle.“

„Hält der Zug an allen solchen Stationen?“

„O nein, in der Regel durchaus nicht; es muß ein ganz besonderes Signal gegeben worden sein. Sie rriren wohl, Kind? Ihre Stimme zittert.“

„Es ist allerdings sehr kalt“, sagte die junge Dame in kaum hörbarem Tone, indem sie ihren Schal fester um sich wickelte. „Ich wollte, es ginge bald weiter.“

„Eben jetzt der Zug sich wieder in Bewegung“, antwortete ich. „Hören Sie“, sagte ich zu dem Kondukteur, der eben wieder durch den Wagen ging, „warum haben wir an jener kleinen Station Halt gemacht?“

„Die Maschine hatte kein Wasser mehr“, entgegnete der Kondukteur, indem er vorüberlief.

Ich errieth sofort, daß diese Antwort keine wahrheitsgemäße war. Unser Aufenthalt hatte kaum eine halbe Minute gedauert und in dieser kurzen Zeit wäre es nicht möglich gewesen, den Dampfessel zu füllen. Wo sollte übrigens an jenem einsamen Orte mitten in einem tauben Fichtenwalde das Wasser herkommen!

Fünf Minuten später trat der Kondukteur wieder in den Wagen. Ich machte für ihn neben mir Platz und sagte:

„Kommen Sie und setzen Sie sich ein wenig neben mich. Sie haben jetzt ohnehin nichts zu thun.“

Er leistete meiner Einladung Folge.

„Warum wollen Sie mich nicht die Wahrheit sagen?“

fragte ich in gedämpfterm Tone.

„Die Wahrheit? In Bezug worauf?“ entgegnete er in demselben Tone.

„In Bezug auf den Grund, warum Sie vorhin Halt machten.“

Der Kondukteur lächelte und entgegnete dann:

„Na, ich will Ihnen nur die Wahrheit sagen. Wir machten Halt, um einen einzigen Passagier aufzunehmen — einen Mann, der uns von Bayswater bis an jene Station entgegengekommen war.“

„Um des Vergnügens willen, denselben Weg wieder zurückzumachen?“

„Ja wohl, um des Vergnügens willen, in gewisser Gesellschaft zu reisen. Sie für Ihre Person brauchen sich nicht zu fürchten — es ist ein geheimer Polizeioffiziant.“

„Wie? Ein —“

Ich stand im Begriff, die letzten Worte des Kondukteurs in dem Tone des Erstaunens zu wiederholen, mein Nachbar aber gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß ich schweigen sollte.

„Wem führt der Mann des Gehejes denn nach?“

„Konnte ich mich nach einer Weile nicht enthalten, flüsternd zu fragen.“

„Was weiß ich selbst noch nicht. Der Offiziant will nicht gern eher Aufsehen erregen, als bis es Zeit ist, die von ihm beabsichtigte Verhaftung vorzunehmen. Wir werden daher nicht eher etwas zu sehen bekommen, als bis wir Bayswater erreicht haben.“

„Wo ist er denn?“

„Der geheime Polizist? Er sitzt dort drüben an der Thür und hat seine zerlumpte Mütze tief über die Augen gezogen. Man muß es ihm lassen, daß er sich auf die Kunst, sich unmerklich zu machen, sehr gut versteht.“

Ich lächelte und fragte:

„Was für ein Verbrechen ist denn verübt worden?“

„Ein häßliches und furchtbares. Eine verruchte Hand hat einem Mann nebst seiner Frau und zwei kleinen Kindern die Kehle abgesehritten und dann das Haus in Brand gesteckt.“

„Mein Himmel, weiß? eine Unthat!“

Der Kondukteur und ich hatten dies alles natürlich nur ganz leise geflüstert. Ersterer stand jetzt auf und verließ mich, so daß ich Zeit erhielt, die Gesichtszüge meiner Reisegefährten mit einem seltsamen Gemisch von Scheu und Neugier zu mustern.

Unwillkürlich blieben meine Blicke auf einem Manne haften, der mir gegenüber saß. Seine Züge trugen das Gepräge der Noth und Gemeinheit. Seit Vort war struppig und verworren, und der Kragen seines zottigen schmutzigen Rocks bis über die Ohren herauf emporgeschlagen. Ich schloß mich immer mehr überzeugt, daß dieser Mann mit dem verhierten Blick und der breiten, tief herabhängenden Rinne der Mörder sei, und als ich verlorhen von ihm hinweg seitwärts blickte, begegnete ich den großen blauen Augen der schönen jungen Dame. Dem Impuls meines Herzens folgend, erhob ich mich und nahm neben ihr Platz.

„Sie hörten wohl, wovon wir sprachen, mein Kind?“

fragte ich.

„Ja, von einer Noththat — o, wie entsetzlich!“

„Fürchten Sie sich nicht — uns wird Niemand etwas anhaben wollen.“

Sie blickte mir mit dem Ausdruck der vertrauten Unsicherheit ins Gesicht.

Unser Aufenthalt war ein nur kurzer, doch bemerkte ich, daß während desselben der wackelnde Polizeioffiziant den Platz gewechselt hatte und jetzt in unmittelbarer Nähe des Mannes mit dem verhierten Blick und dem zottigen Rocke saß.

„Gehen Sie“, flammete die junge Dame, „in Ermuthung wurden die Thüren des Wagens verschlossen; jetzt schließt man sie wieder auf.“

Sie hatte Recht.

Wahrscheinlich fürchtet man, daß der Verbrecher während des Stillhaltens des Zuges entspringen könnte“, bemerkte ich in gedämpfterm Tone.

„Darf ich Sie bitten, mir ein Glas Wasser zu holen?“

fragte meine schöne Nachbarin.

Ich erhob mich und ging nach dem Wasserbehälter in der Nähe der Thür, obgleich mit unsicherm Schritt, denn

der Zug war wieder in rascher Bewegung. Als ich den zimmernden Becher in die Hand nahm, entdeckte ich leider, daß derselbe mittels einer dünnen Reite an dem Brett, worauf er stand, befestigt war.

„Es hat nichts zu sagen“, bemerkte die junge Dame, welche dies ebenfalls sah, mit freundlichem Lächeln. „Ich werde selbst hintonnen.“

Ich füllte den Becher und hielt ihn ihr entgegen; anstatt ihn mir aber abzunehmen, rannte sie plötzlich an mir vorbei, öffnete die Thür und stürzte auf die schmale Brücke, mittels deren die einzelnen Wagen miteinander in Verbindung stehen.

„Haltet sie auf!“ schrie der Polizeioffiziant, indem er aufsprang. „Kondukteur, haltet sie auf!“

Das ganze Innere des Wagens veranderte sich sofort in einen Schauplatz der Verwirrung und Bestürzung. Ich war der erste drängen auf der Verbindungsbrücke, sah aber auf derselben Niemand weiter, als nur einen halb-erfrorenen Schafner, der vor Schreden und Kälte an allen Gliedern zitterte.

„Wo ist die junge Dame hin? rief ich ihn an.“

„Sie sprang hier zwischen dem Wagen hinunter, ehe ich eine Hand nach ihr ausstrecken konnte“, flammete der Schafner.

„Sie muß augenblicklich zu Tode gerädet worden sein“, sagte der Kondukteur die Axtel zuckend. „Ein solcher Sprung von einem Eilzuge ist allemal der sichere Tod.“

„Und dieser Sprung folgte mit fünfshundert Dollars, denn so viel Belohnung war auf die Ergreifung der Verbrecherin gesetzt“, sagte der Polizeioffiziant mit ärgerlicher Miene. „Ich wollte hier unterwegs kein Aufsehen erregen, sondern warten, bis wir nach Bayswater kämen, aber es war dies sehr bumm vor mir. Ich hätte sie gleich hier hängen lassen.“

„Mein Himmel“, rief ich, „Sie wollen doch nicht sagen, daß dieses Kind —“

„Dieses Kind, wie Sie diese Person nennen“, entgegnete der Offiziant in gelassenem Tone, „heißt Alice Burton, ist eine verheiratete Frau von sechsundzwanzig Jahren, hat in der vergangenen Nacht mit kaltem Blute vier Personen ermordet und suchte nun nach Canada zu entkommen. So steht die Sache.“

Der Zug machte in Folge des vom Kondukteur gegebenen Signals Halt und der Kondukteur und der Polizeioffiziant, welchen sich außer mir noch einige Passagiere anschlossen, gingen auf dem Geleise zurück, um das schöne junge Weib zu suchen, dessen Lebenswürdigkeit und aussehende Unschuld eine so anziehende Wirkung auf mich geübt.

Wir mußten in Folge der rasenden Schnelligkeit, womit der Zug sich bewegt hatte, eine bedeutende Strecke zurücklegen, ehe wir die Mörderin fanden. Sie lag dicht neben dem Geleise, bis zur Unkenntlichkeit verflümmelt.

„Der irdischen Gerichtlichkeit ist sie entronnen, aber nicht der himmlischen“, sagte der Polizeioffiziant mit düsterm Blick, indem er auf die Leiche hinablickte.

„Glauben Sie, daß sie von dem Zuge heruntergesprungen zu können hoffe, ohne Schaden zu nehmen?“

„Das hat sie höchstwahrscheinlich geglaubt; Frauenzimmer sind so unvernünftig! Dennoch hätte ich ihr solchen Wahnsinn nicht zugezant, denn sonst wäre ich anders zu Werke gegangen.“

„Man hob die Leiche auf und trug sie in ein nahegelegenes, einsam stehendes Farmhaus. Wir kehrten dann zu dem Zuge zurück, dessen Entsetzen in Bayswater sich infolge dieses Ereignisses um eine halbe Stunde verspätete.“

Als ich am nächstfolgenden Tage den Bericht über den Mord und das tragische Ende der Mörderin las, dachte ich an die blauen Augen und den Nothenspannung der feinen, schlanken Gestalt und füllte mein Herz von den seltsamsten, widerstreitendsten Gefühlen bewegt.

Dtto Kohner.

### Frühere Getränke beim Weinhandel.

Von Steigewald.

(Nachdruck verboten.)

Das Resultat der diesmaligen Weinlese wird nicht sehr gelobt; es fehlt das Ergebnis des Sonnenscheins: die Süße. Trotzdem ist der Wein aber — ob verquert oder nicht — doch veräußlich, der Gutsbesitzer kann mit seiner Creseenz doch machen, was er will: er kann sie verkaufen, kann aber auch lagern. Früher war dies nicht der Fall; da herrschten bestimmte Getränke und Geheje, von denen Niemand abweichen durfte. Es waren dieses die alten Weinmärkte und soll hier Einiges darüber mitgeteilt werden. Ihr Gang war im Allgemeinen so: Einige Wochen nach der Reife oder auch schon zu Ende derselben kamen die fremden Kaufleute zu dem verammelten Ortschultheisen, sowie zu den Gerichtspersonen, zu denen sich in späteren Zeiten noch einige Bürger gestellten, besprachen sich über den Preis und über die Quantität des nach demselben zu beziehenden Weines. War man über beide Punkte einig geworden, so gingen die Kaufleute mit einigen Deputierten des Rathes von einem Keller zum andern und zeichneten die Fässer, die sie haben wollten. Nachdem so alle Keller durchgegangen und das benötigte Quantum angekauft war, traten die Kaufleute unter sich zusammen und verließen das Angekauft, was man gabeln nannte. Das Verloosen geschah in der Weise, daß das beste und schlechteste Fass eine Nummer, das zweitbeste und zweischlechteste ebenfalls eine Nummer bildeten u. Welcher Wein nun von den Kaufleuten gezeichnet war, mußte binnen 14 Tagen, vom Tage des Ankaufs gerechnet, bezogen werden. Bis dahin hatte der Verkäufer die Verpflichtung, es anzufüllen und punctuoll abzuliefern. Dieses war im Großen und Ganzen der allgemeine

Verlauf. Am 14. November 1697 wurde auf den Weinmärkten zu Hattenheim und Neuborf i Rheingau und zu Hochheim a. Main folgende Marktordnung amtlich bekannt gemacht: „Das Marktrecht besteht darin, daß Keinem erlaubt ist, seinen eigenen Wein zu verkaufen, bis er vorher ein offener Weinmarkt mit Schultzeiß und Rath geschlossen, oder nach Gelegenheit der Zeit der Markttarverlauf vor öffentlicher Gemeinde mit Auktion der Glöcke erlaubt worden ist. Sodann ist ein Jeder gehalten, bei Umgebung der Kaufpreisen seinen Keller zu öffnen und nach den geschlossenen Bedingungen beliebig zeichnen und beziehen zu lassen.“ Unter den Kaufleuten, die nach Rheingau kamen und nach dem Rheingau kamen, finden wir solche aus der Rheingegend selbst, sowie auch solche vom Niederrhein, aus Holland, Belgien, aus Westfalen und aus ganz Norddeutschland, denn der Rheinwein erfreute sich schon damals eines ausgedehnten Rufes. Die hohe Obrigkeit hielt sehr an den Weinmärkten fest, weil sie durch das zu entrichtende „Dmngeld“ eine nicht zu verachtende Einnahme hatte. Selbst da, als in Folge veränderter Verkehrsverhältnisse der Verkauf nicht mehr ein derartiger war, daß ein Weinmarkt abgehalten werden konnte, vergriff sie nicht, ihre Gewalt zu zeigen, denn nach einer fürsüchtigen Verordnung vom Jahre 1700 (8. October) war dem Ortschultheisen und dem Gericht das Recht zuerkannt, in den Jahren, in denen kein Weinmarkt stattfand, den Preis des Weines festzusetzen, und jeder Produzent war gehalten, sich darnach zu richten.

Das Alte fällt, es ändern sich die Zeiten und Neues blühet auf aus den Ruinen, dieser Spruch gilt auch hier. Trotz allen Sträubens der Obrigkeit gingen die Weinmärkte doch nach und nach ein. 1678 war der letzte in Eltville, 1726 die letzten zu Hochheim und Raunthal, und 1746 fand die letzte Gabelung zu Dellerich statt. Selbst die 1700 erlassene Verfügung, die Weinzüge betreffend, fiel der Zeit zum Opfer; ein fürsüchtiger Mainzischer Erlass von 1753 hob sie, wenn auch nicht ganz, auf. Damit war die letzte Schranke gefallen, die dem freihändigen Weinverkauf entgegenstand.

Wann die Weinmärkte entfallen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen; die frühesten Nachrichten über die Verpändung eines Weinmarktes liegen aus dem Jahre 1100 vor.

Daß es bei den Weinmärkten auch an Uebervorteilungen und Beschuldigungen nicht fehlte, zeigt nachstehender Erlass des Kurfürsten Lothar Franz von Mainz; derselbe ist vom 6. Juni 1707 datirt und lautet:

„Voharicus Franz von Gottes Gnaden, Erzbischof zu Mainz, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Erzbischof und Kurfürst, Bischof zu Bamberg pp. Demnach uns mißfällig zu vernehmen vorkommen, daß eine Seltung in untern Erzstift zwischen Oberrhein und Niden verschiedene nachtheilige und hinterlistige Contrate oder Handlungen vorkommen sind, vermöge deren geringe im Sande herum gewandene Weine, auf dem sogenannten Nidensheimer Markte gegen andere Waaren und Ertheilen veräußert werden, in dem Ertrage aber die Ertragslose und besonders erwünschte Contrahenten erlesen mochten, nehmen und zu erlösen gehalt, daß sie wegen des ihnen obbestimmten hohen Marktes zu Nidensheim und differirenden Preises des in geringen Lagen (Niederer, Gewonnen) erwachsenen Weines nicht nur ihre Waaren und Ertheilen gänzlich verlustig würden, sondern noch dazu an Geld ein mehreres als der einseitigen Weine an sich selbst werth ihr Gegehrtheil hinaus zu geben hätten, mithin dießelben wegen enormer beschwerlicher Prozesse sich verwickelt sehen müßten; Wir aber solche wiederliche, verderbliche und unzulässige Handlungen nachdrücklich zu neweren eine Nothwendigkeit zu sein erachtet haben, also in Unser anhubstlicher und ernstlicher Verord. hiermit, wann künftig solche und dergleichen Contrate bei Unten Erben und Untergerichten, Nennern und Kellereien vorkommen sollen, nicht im geringsten darauf zu verstellen, dießelben Wir für null und nicht, auch ganz kraftlos erklären, trakt dießelben Declariren, wonach Ihr Euch in Zukunft zu richten habt.“

Genüß wird es nur Wenige am Nbeln geben, die die „gute alte Zeit“ in Bezug auf die Weinmärkte wieder zurückwünschen. Sicherlich ist Jeder froh, daß er mit seiner Creseenz, um die er sich das ganze Tage über geplagt hat, machen kann, was ihm beliebt, und verkaufen kann, wie's ihm beliebt.

Ein besonders leichsinniges Wälchen müssen die Weinfauleute des Mittelalters gewesen sein, denn auch ihrer wird in den alten Weinordnungen gedacht. So verordnete schon Kaiser Max I. 1497, daß die Fauleute, die die Fässer anzupfen, den Wein rücken und nachher Wasser zufüllen, an Ehr und Leib und Güter gestraft werden sollen. Auch in der von Kaiser Rudolph II. (1576 bis 1612) 1577 zu Frankfurt a. M. erlassenen bezw. verbesserten „Poltheys-Ordnung“ wird der Weinfauleute in folgender Weise gedacht:

„Nachdem auch zu Zeiten Schiff und Fuhrleuth, so Wein zu Wasser und Land führen und darüber ihren Lohn empfangen, in Verbrechen oder in ihren eigenen Wohnungen, auch in Feld und Schiffe, Wein aus den Fässern, ohne der Oerren, deren sie sind, Wissen und Willen, nach ihrem Gefallen, lassen und dießen wieder mit Wasser zufüllen: So wollen wir, daß nicht allein solcher Schiff und Fuhrleuten so den Wein, wie aemelt, um Lohn führen, sondern auch denen, welche die Wein selbst kaufen und an andern Ort zu verkaufen wiederum führen, solches hiñfür nicht gestattet, noch zugelassen, sondern darumb, mit sampt denjenigen, so ihnen dazu verhoffen hätten nach Gelegenheit ihrer Verhandlung an Ehr, Leib oder Gut gestraft werden sollen. Obgleich indessen auch die Kaufleute, Schiff oder Fuhrmann oder jennnd anders, wie den Namen haben möcht, den Wein mit Kalt oder dergleichen schädlichen Zubeh oder Einmischl bereiten, schmieren oder fälschen würde, an Ehr, Leib oder Gut härziglich gestraft werden unter Verwahrung und Confiscation des Weines.“

### Wösungen aus Nr. 4.

1. Anagramm: Wenige Manege.

2. Charade: Rauberwölch.

### Correspondenz zu Nr. 4.

Eugo Schäfer in G., Weidm. R. alles richtig. Otto Grunert, C. Krause in G., Helene Färter, G. Weidm. I. richtig. Anton Faring in M., Leo Färter, G. Freyhanp, Bam. Weidm. 2. richtig.

Verantwortlich Julius Mandel. — Bild: (siehe Buchdruckerei (R. Reichmann) in Halle.